
Thomas Kistner

Olympia am Ende?

Thomas Kistner, geb. 1958 in Karlsruhe, ist Redakteur im Sportressort der Süddeutschen Zeitung, zuständig für Sportpolitik, Olympia und Fußball.

Es begann 1896 im Frühling von Athen. In der hochsommerlichen Waschküche von Atlanta geht das Spektakel weiter - hundert Jahre Olympia.

Ein paar Kemsätze vorab: „Im Namen aller Athleten verspreche ich, an diesen Olympischen Spielen teilzunehmen, indem wir die Regeln achten und uns daran halten werden, im Geist aufrichtiger Fairneß, für den Ruhm des Sports und die Ehre unserer Mannschaften.“ Oder der: „Die olympische Erziehung zielt darauf ab, den Sport zur harmonischen Entwicklung des Individuums zu nutzen, um eine friedliche Gesellschaft zu etablieren, die sich für die Bewahrung der Menschenwürde einsetzt (...). Um die Welt zu verändern, bedarf es einer Umwandlung der Menschen, und hier kommt ganz gewiß die philosophische Rolle des Sports ins Spiel, sein Streben nach einem Ideal der ganzheitlichen Entwicklung des Individuums. Ein Ideal, dessen Muster der Olympismus ist.“ So erklingt er auch im Stadion von Atlanta wieder, der olympische Eid. Und damit das olympische Schwerversprechen.

Juan Antonio Samaranch, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), hat letzteres im November 1995 sogar der UN-Vollversammlung in New York vortragen dürfen. Es war ein großer Augenblick für seinen olympischen Familienvorstand. Denn dieses 110 Personen zählende Gremium aus Hoch-, Land- und Geldadel verkörpert heute den modernen Olymp, es hält alle Marktrechte an dem gigantischsten Showspektakel des Planeten - und wann dürfen sich clevere Geschäftsleute schon einmal in aller Herrlichkeit vor den Vereinten Nationen selbst darstellen?

Anfang der achtziger Jahre schienen die Olympischen Spiele schon fast am Ende. Zerrieben zwischen den politischen Blöcken in West und Ost, die jeweils ihren Mißbrauch mit dem Fest der Weltjugend trieben und es schließlich wechselweise boykottierten. Doch dann kam das Privatfernsehen, und die Olympier brauchten plötzlich nur noch eines tun: clever vermarkten, die begehrten, weltweit hochgeachteten fünf Ringe an den jeweils Meistbietenden verhöckern. Über dieses Werbemonopol und mithin die Verfügungsgewalt über einen Milliarden-Dollar-Quell aus Fernseh- und Sponsorindustrie hat sich das IOC rasch an die Spitze des Weltsports gewirtschaftet.

Dabei ist es nicht einmal ein gewähltes Gremium des Sports, sondern eine Art Loge ohne Korrektiv von außen, die sich selbst kontrolliert und nur aus sich selbst heraus erneuert. In höchst auffälligem Kontrast dazu stehen die Erziehungsideale, die der Spielebegründer Pierre de Coubertin dem IOC einst zu hüten auftrag. Ideale, die allein dafür sorgen, daß Olympia höheres Ansehen und größeren Werbewert im internationalen Industriebusineß genießt als jede andere Kultur- und Sportbewegung. Denn die geschäftstüchtigen Olympier schwören noch immer ganz ungeniert ihren Eid auf die erlesensten Geistesgüter, auf hehre Prinzipien wie Fairneß, Gleichheit der Menschen und Universalität der Spiele. Sie verstehen sich als Weltgewissen des Sports. Dies macht den gewissen Unterschied aus zwischen olympischer Rekordhatz und der Fußballbundesliga oder der Formel 1 - die Worte des alten Coubertin müssen hartnäckig herhalten als Persilschein für eine moralische Integrität, die durch die Spiele vermittelt werden soll. Ethos, nicht der Dollarkurs soll das Herzstück Olympias sein - und nur, solange eine von olympischem Glanz und Pomp geblendete Welt das Gesamtwerk nicht als Schimäre entlarvt, können die Herren der Ringe weiter dick abkassieren.

Derlei Anachronismen verleiten dazu, einmal die wahren Muskelspiele hinter dem Sportfest der Weltjugend zu beleuchten: das Schwitzen, Stoßen, Keuchen in den gut abgeschotteten Kraftkammern des Olymps. Dort, wo es längst um ganz anderes geht als den Sport: um Größenvisionen und persönlichen Machtgewinn, um Zugang in die Weltpolitik.

Das IOC jagt den Friedensnobelpreis

Die Hüter des Ideals in ihrem Lausanner Glaspalais sind es satt, immer nur Verwertungsrechte, Medaillen und olympische Orden hin- und herzureichen.

Auch ist in ihrem Sport fast alles eingetreten, was bis vor kurzem undenkbar schien: die volle Mattscheibe. Die Fernsehwelt ringt erbittert um Senderechte, die olympischen Dörfer haben sich in Legebatterien für nationale Medaillenhelden verwandelt, Dopingmärkte und -praktiken boomen weltweit. Dies sind die eher bitteren Früchte des weltwirtschaftlichen Spitzenprodukts Olympia. Bei den Coca-Cola-Spielen im Brause-Hauptquartier von Atlanta gehen mindestens drei der elf Millionen Tickets an die Besucherfamilie aus VIPs und Kommerzindustrie. Und nur erahnen läßt sich die Anzahl derer unter den 10 000 Athleten, die dann chemisch gestählt für Sponsor und Vaterland in die Arena ziehen. Gesichert wurde aber bereits wieder im Vorfeld: Man wird nur die Dümmeren ertappen.

Der Laden läuft also. Und im Jubiläumsjahr begehren die Herren der Ringe nun selbst einen Preis für ihre Verdienste um Mensch, Erziehung und Weltsport. Das Problem war nur, ihre monetäre Weltbedeutung in eine humanitäre umzuinterpretieren. Schon vor Jahren heuerte das IOC daher eine der weltgrößten Werbefirmen, Grey Advertising, für einschlägige Image-Arbeiten an. Immerhin spekulieren sie auf den einzigen Preis, der ihr zwischen Milliarden deals und Dopingboom zerbröselndes Mensch- und Erziehungsideal angemessen ersetzen könnte: den Friedensnobelpreis.

1993 enthüllte die norwegische Zeitung „Arbeiderbladet“ die Nobelpreis-Bemühungen des IOC über eine Titelseite - und sorgte für ein vernichtendes internationales Echo. Sogar Jurymitglieder des Osloer Nobelpreiskomitees spotteten mit. Norwegens Ski-Olympiasieger Ulvang, Eidsprecher bei den Winterspielen 1994 in Lillehammer, sprach seinen Landsleuten aus der Seele: „Das IOC steht in vielem für das Gegenteil des Friedensnobelpreises.“ Die peinliche Enthüllung hatte die Norweger auch deshalb so auf die Palme gebracht, weil sie nachträglich eine Erklärung zu liefern schien für die überraschende Kür ihrer als krasser Öko-Außenseiter angetretenen Bewerberstadt 1988. Unterm Nobelpreis-Aspekt aber paßte nun alles auf Lillehammer, weil Olympia auch dort schon 100. Geburtstag feierte: 1894 hatte Coubertin das IOC gegründet.

Verzehrender denn je führten sich die Olympier während jener Winterspiele als Weltfriedensstifter auf und überschwemmten die Presse mit Erfolgsmeldungen aus ihrer neuen Spezialdisziplin Humanpolitik. Derweil klagten Bosniens Bobfahrer, daß sie zwar Hilfe von verschiedenen nationalen Olympischen Komitees (unter anderem vom deutschen NOK) erhalten hätten, die Bittbriefe ans IOC aber nicht einmal beantwortet wurden. Intimere Kenntnis über Olympias selektive Humanpolitik besitzt auch die Sportbewegung der Behinderten. Die wurde 1983 vom IOC aufgefordert, dem Begriff Behinderten-Olympiade und der Nutzung der olympischen Symbole abzuschwören. Abschminken sollten sie sich auch die Zugehörigkeit zum offiziellen IOC-Sportprogramm. Die Spiele heißen nun Paralympics. Doch selbst das 1988 kreierte Ersatzsymbol aus fünf Tränen erschien dem IOC zu imageschädigend: Die Markt-Exklusivität der fünf Ringe sei beeinträchtigt,

hieß es in Lausanne. Die Behinderten werden nun nur noch drei Tränen zeigen. Olympias Gralshter aber, die die Paralympics zuletzt mit 250000 Dollar jährlich bezuschuten, zeigten mit dieser Ausgrenzung, daß Universalität und Gleichheit im Weltsport eine Frage der Unversehrtheit ist.

Olympias Festkarawane

Ein Seelenforscher, der die ordensbefrachtete Festkarawane der olympischen Familie Revue passieren läßt, wäre interessante Beobachtungen machen. Wie die Barone des Sports dicke Teppiche abschreiten, vorbei an winkendem und singendem Volk, als ginge es zur Krnungsmesse. Wie sie gleich Abziehbildern echter Staatschefs durch die Welt Jetten oder, von heulenden Polizeiautos eskortiert, durch Stadt und Land fegen, als duldeten ihre Geschäfte keine Sekunde Aufschub. Wie manche, im Rollstuhl noch oder gestützt auf den Nebenmann, hinter gepolsterten Saalporten verschwinden, um Zukunftspläne für die Weltjugend zu entwerfen. Sich selbst vergessen sie dabei nie. 1995 in Budapest erhöhten sie sich das eigene olympische Verfallsdatum von 75 auf 80 Jahre. Dabeisein ist eben alles. Oder ist es am Ende so, daß Vitalität und geistige Schaffenskraft von IOC-Mitgliedern erst in jenem Lebensabschnitt zwischen 75 und 80 Jahren ihre volle Blüte erreichen? Die Weltpresse hat damals herzlich gelacht.

Eindruck hat das auf das Gremium natürlich nicht gemacht. Auch ansonsten ist schwer zu sagen, was Sport und Weltjugend zu melden haben in dessen olympischem Supermarkt. Seit der Fernsehdollar richtig rollt, fanden die Wettkämpfe in Seoul (1988/Heimat von IOC-Vizepräsident Un Yong Kim) und Barcelona (1992/Heimat von IOC-Bo Samaranch) statt, nun kommen Atlanta (1996/Sitz von IOC-Topsponsor Coca-Cola) und Sydney (2000/Heimat von IOC-Vize Kevan Gosper) dran. Der Mythos aber bröckelt, und das IOC ringt mit wachsender Kritik. Der stellt es sich selten mit zwingenden Argumenten, im Ernstfall aber mit einschchterndem Einfluß und den teuren Waffen der Justiz. Genug Geld ist ja da, aus den Leistungen der Weltjugend destilliert. Den hartnäckigsten Kritikern, zwei profilierten britischen Journalisten, schickte das IOC gar Scotland Yard auf den Hals. Seltsame Wege müssen in dem gnadenlosen Clinch auch private Telefonnummern der Autoren genommen haben. Vyv Simson und Andrew Jennings wurden 1994 per Polizeigericht zu einer fünftägigen Haftstrafe verurteilt - wegen Rufschädigung, ohne Würdigung ihrer Beweise. Natürlich geschah das nicht in London, wo ihr Buch „Geld, Macht und Doping“¹ zuerst publiziert wurde, sondern in Lausanne.

Entsprechend fragwürdig ist auch die Öffentlichkeitsarbeit des IOC. Wenn in seiner spanischen Heimat unbotmige Artikel erscheinen, hat Juan Antonio Samaranch oft gern selbst zum Telefonhörer gegriffen und den jeweiligen Redakteur zur Rede gestellt - oder dessen Vorgesetzten. Berufliche Pressionen seien nicht ausgeblieben, berichten Journalisten etwa aus

¹ Vgl. Simon/Andrew Jennings, Geld, Macht und Doping, München 1992.

Barcelona. Und der britische Autor Jennings, der mit seinem spanischen Verleger in der katalanischen Metropole in regem Telefonkontakt stand, legt in seinem neuen Buch „Das Olympiakartell“² wesentliche Hinweise vor für den Verdacht, daß das IOC Kenntnis über seine privaten Auslandsgespräche erhalten hat.

Vor diesem Hintergrund könnte auch der unabhängigen Sportberichterstattung in Deutschland allmählich eine subtile Aufweichung drohen. Denn obwohl festverwurzelt im Vorzimmer des Olymps und der Sponsoren, kürt ausgerechnet der Newsdealer Huba seit Jahren unbehelligt den „Sportjournalist des Jahres“ und auch die „Sportredaktion des Jahres“ (ohne Dotierungen). Die Jury, natürlich unter der einflußreichen Federführung des Veranstalters selbst, rekrutiert sich ganz überwiegend aus Funktionären und Wirtschaftsleuten - Aktive, Trainer oder Wissenschaftler finden sich so gut wie nicht. Da Kubas wirtschaftliche Verflechtungen mit den olympischen Geschäften eindeutig sind, droht die Saat schon aufzugehen, wenn zur „Sportredaktion des Jahres“ gekürte Zeitungen mit der zuweilen gesteuerten Ehrbezeugung öffentlich Eigenwerbung betreiben. Denn dies befördert zwangsläufig die journalistische Akzeptanz des IOC-Lobbyisten. Ein nächster Coup ist schon wirksam: Im Frühjahr 1996 wurde eine Art sportpolitisches Symposium uraufgeführt. Daß dafür - zwecks Außenwirkung auf die deutschen Medien - drei IOC-Mitglieder eingespannt werden konnten, muß die Befürchtung verstärken, daß sich die Weltsportloge in Lausanne auch hierzulande ein vermeintlich seriöses Verlautbarungsforum schaffen will. Der Verdacht aber, daß das IOC mit derlei subtilen Mitteln die Berichterstattung gerade im seit Jahren viel zu kritischen Deutschland unterwandern will, verdichtet sich, wenn man einen Blick auf die politische Herkunft der führenden Ringe-Herren wirft.

Die Herren der Ringe

Juan Antonio Samaranch wurde 1920 in eine barcelonesische Fabrikantenfamilie geboren. Als junger Bonvivant, unbehelligt von der Franco-Diktatur, profilierte er sich über das Management im Rollhockey. Er trat ins spanische NOK ein und führte die Olympiadelegation 1960 bei den Spielen in Rom an. 1966 wurde er ins IOC berufen und genoß dort bald das Vertrauen des Präsidenten Avery Brundage; ein Topfunktionär, dem enge Nähe zu den Neonazis in den USA nachgesagt wurde. Samaranch gelang eine beachtliche politische Karriere - als uniformierter Gefolgsmann Francos im faschistischen Spanien. Dabei fand er auch private Nähe zur Familie des Diktators. Er wurde Stadtrat in Barcelona, Abgeordneter in Madrid, sogar Sportminister. 1973 wurde er Regionalpräsident im stets aufmüpfigen Katalonien. 1975 starb Franco, als dessen „hundertprozentiger Anhänger“ er sich sah und auf den er bis heute nichts kommen läßt. Was Wunder, daß Samaranch, der moderne Hohepriester der Weltjugend, nie ein Mann des Volkes war.

2 Andrew Jennings, Das Olympiakartell, Hamburg 1996; abgedruckt auch in: Thomas Kister/Jens Weinreich, Muskelspiele - Ein Abgesang auf Olympia, Berlin 1996.

Die Quittung erhielt er 1977. Es war ein persönliches Desaster für ihn, das lange in spanischen Archivakten begraben lag: Die Bürger seiner Heimatstadt Barcelona jagten ihn davon. Zehntausende zogen vor seinen Amtspalast und riefen: „Samaranch, fot e camp.“ Samaranch, hau ab. Als die Diktatur versunken war, zog der 56jährige Politiker in eine andere um: Samaranch ging als Botschafter in die Sowjetunion. Dort wurde er mit massiver Wahlhilfe seines Gönners Horst Dassler, dem Chef von adidas, 1980 zum IOC-Boß gekürt. „Die Tendenz geht anscheinend dahin, sich einen Posten zu beschaffen, indem man sich bei Wählern einschmeichelt und angeblich sogar deren Unkosten erstattet“, rügte schon im Jahr darauf sein Vorgänger Lord Killanin den offenkundigen Stilwandel. 1981 fiel die Amateurregel, die Samaranch als vormals so getreuer Paladin von Avery Brundage noch verzehrend verteidigt hatte. Olympia öffnete sich dem Totalkommerz, das Privatfernsehen schaffte an, und das IOC wurde reich. Die in Dank ergebene Bewegung gewährte ihrem Führer schließlich das Recht, persönliche Mitglieder zu ernennen. Seither erregt das Gros des IOC hauptsächlich Aufmerksamkeit durch einen opulenten Kongreßtourismus. Genüßlich berichtet die Weltpresse über sportpolitische Butterfahrten mit Lobster- und Schampusfeten in Fünf-Sterne-Hotels. Daneben gerät das Gremium in den Ruch der Käuflichkeit, wann immer es um die Olympia-Vergabe an Bewerberstädte geht. Nicht nur die Berliner Bewerberfirma für die Sommerspiele 2000 hatte pikante Dossiers über Naturrell und Neigungen der IOC-Leute angelegt.

Kaum Zweifel herrscht allgemein daran, daß der langjährig mit Franco verbundene Samaranch auf dem zweiten Karriereweg über Olympia einen Platz in der Geschichte sucht. Auch daran arbeiten seine Herolde mit selektivem Insiderwissen. Es gibt überdies Hinweise dafür, daß das für schlappe 110 Millionen Mark errichtete Olympische Museum in Lausanne demnächst statt auf leuchtende Namen wie Coubertin oder Jesse Owens auf den des spanischen Sparkassenchefs getauft wird. Ungerecht aber wäre es, das Sittenbild olympischer Muskelspieler allein am wendigen Boß der Bewegung festzumachen. Kaum weniger interessant sind die Sportbarone, die hinter ihm stehen.

Als Nummer zwei in Weltsport und IOC gilt der Südkoreaner Un Yong Kim. Der 65jährige frühere Spezialagent, dessen Berufsvita ziemlich im Dunkeln liegt, machte Olympia-Karriere in Quantensprüngen. 1986 trat er mit Samaranchs Fürsprache ins IOC ein, schon 1988 rückte er in die Regierung auf, das Executive Board. Dort übernahm Kim die Rolle des Informationsministers. Müßig der Hinweis, daß auch sein Taek-Wondo-Weltverband in Rekordzeit olympische Reife erlangte.

In den USA indes war der James Bond des Asiensports einst unter dem Namen Mickey Kim bekannt. Aus Papieren, die der US-Kongreß zum Koreagate-Skandal³ vorlegte, geht seine beständige Nähe zu wechselnden Seouler Militärdiktaturen hervor. Kim blieb bis in die neunziger Jahre ein enger

3. „Investigation on Korean-American Relations“, House of Representatives.

Vertrauensmann der Regierenden. Sein einstiger Chef im südkoreanischen Organisationskomitee für die Spiele in Seoul, Roh Tae Woo, war Monate vor den Spielen 1988 ins Amt des Staatspräsidenten gewechselt, 1990 wurde Kim sein Spezialbeauftragter. Diesem Roh aber wird nun in Seoul der Prozeß wegen Landesverrats und Korruption gemacht. Roh und sein Vorgänger Chun Doo Hwan hatten sich 1979 an die Macht geputscht und gelten als Drahtzieher des Kwangju-Massakers von 1980; den beiden Trägern des Olympischen Ordens droht die Todesstrafe. Vor derlei Hintergründen muß der Umstand, daß Spezialagent Kims jahrzehntelange, vertrauliche berufliche Verbindung mit Roh belegbar ist, zumindest insofern beunruhigen, als Kim heute einer der Toprepräsentanten der olympischen Wertstiftung ist. Zudem gilt er als ein Anwärter auf die Nachfolge Samaranchs, mit dem ihn eine enge Freundschaft verbindet.

Wohl weniger nahe steht dem IOC-Boß die Nummer drei im Weltsport, Primo Nebiolo. Der 72jährige Jurist kam in seiner italienischen Heimat häufig ins Gerede. Als Chef des Leichtathletik-Weltverbandes IAAF seit 1981 war er durch eine Vielzahl von Skandalen laviert, bis er 1991 als Samaranchs persönlicher Kandidat ins IOC einrücken durfte. Nebiolo überstand auch diverse Korruptionsgeschichten; eine detaillierte Skandalchronik wäre hier zu platzraubend. Erwähnt sei statt dessen ein Papier, das nach einer Sitzung des Europa-Verbandes der deutsche Leichtathletik-Präsident Helmut Digel im Herbst 1995 veröffentlichte: „Dirty Games“ habe der IAAF-Boß dabei einmal wieder betrieben, schmutzige Spiele wie so oft. Nebiolo hatte Funktionärswahlen massiv beeinflußt, und er erntete im Vorjahr erstmals offene Kritik aus aller Welt. Spaniens Verbandschef zieh ihn gar der Bestechung und notorischer Mißwirtschaft mit Verbandsgeldern im Interesse der Selbstlobby. Nach Einschätzung der Branche also ist Primo eine Art Pate der Sportpolitik.

Rustikales Auftreten im Bedarfsfalle wird auch den Nummern vier und fünf nachgesagt, dem Brasilianer Joao Havelange und dem Mexikaner Mario Vasquez-Rana. Letzterer, ein milliardenschwerer Pressezar, zog 1991 nur dank Samaranchs massivem Betreiben ins IOC ein. Der Mexikaner sichert dem IOC-Boß eine wichtige Flanke: Als Chef der Vereinigung aller olympischen Komitees (ANOC), die er seit deren Gründung 1979 leitet, könnte er dem IOC zu einem mächtigen Gegenspieler bei der Verteilung von Fernseh- und Sponsormilliarden an die NOK's erwachsen. Doch Don Mario, der vieles aus eigenen Mitteln finanziert, liebt die staatsmännischen IOC-Rituale. Als einziger bekundete er sein Interesse an einer Samaranch-Nachfolge. 1995 trat sein Bruder Olegario, Weltpräsident der Sportschützen, ins IOC ein: die ersten Blutsbande im Olymp.

Der 80jährige Joao Havelange kam 1963 ins IOC und führt seit 1974 den Weltfußballverband FIFA an. Wie Rana gilt er als Steigbügelhalter Samaranchs im IOC. Der kregle Greis aus Rio, dem öffentlich zweifelhaftes Geschäftsverwicklungen inklusive Waffenhandels nachgesagt wurden, zeigte beharrlich enge Verbundenheit mit den Schießhunden des argentinischen

Folter-Regimes in den siebziger und achtziger Jahren. Sein Amigo, der Junta-Vizeadmiral Lacoste, stieg trotz Strafverfolgung in der Heimat gar zum FIFA-Vizepräsidenten auf.

Im Weltfußball gerät Havelange zunehmend unter Beschuß. Lennart Johansson, der Chef des Europaverbandes UEFA, prangert offen die „diktatorischen“ Praktiken des FIFA-Bosses an. Der gut SOfache Ordensträger öffnete letzten Claqueuren im November 1995 die Augen. Da hängten ihm Nigerias Militärdiktatoren unter Sani Abacha ein Verdienstkreuz um den Hals und gaben ihm den Ehrennamen „Ekwueme“: Mann, der sein Wort hält. Tags darauf ließ Abacha neun Bürgerrechtler vom Volk der Ogoni hinrichten. Während Nigeria in internationale Isolation geriet, tat Ekwueme Havelange brav kund, was sich Schlächter Abacha erhofft hatte: „Die Jugend-WM 1997 findet in Nigeria statt. Politik und Sport dürfen nicht vermischt werden.“ Gilt das für Mord und Sport nicht? Immerhin, Wochen später mußte sich der olympische Dinosaurier öffentlichem Druck und dem Votum der FIFA-Exekutive beugen: Die Jugend-WM findet nächstes Jahr in Malaysia statt.

Kleiner Trost: Auch unter nachrangigen IOC-Mitgliedern findet sich das eine oder andere von denkwürdiger politischer Provenienz. Zum Beispiel Generalmajor Francis Njangweso, der 1988 in den Olymp berufen wurde. Der Mann aus Uganda, der laut offizieller IOC-Biographie heute die „Kommission für die Internationale Olympische Akademie und Olympische Erziehung“ schmückt, hatte in den siebziger Jahren dem erbarmungslosen Militärschlächter Idi Amin gedient, und zwar als Minister für Verteidigung, später für Kultur.

Doping: Im Rausch des Goldes

Spritzen, schlucken, spraysen: Muß man Doping noch erklären? Alle vier Jahre geht es um den schnelleren Dollar, den höheren Marktwert, um neue Verträge mit Klubs und Sponsoren. Sieht man von Fußball und Tennis ab, verschafft den Sportlern der Welt eine olympische Medaille mehr als jeder andere Titel Zugang zu den Futterkrippen der Werbeindustrie. Hieraus erwächst den Hütern des Ideals die ganz besondere Verpflichtung, junge Menschen vom Drogenmißbrauch abzuhalten. Und das macht das IOC ja auch, wenn man seinen schmelzenden Doping-Verurteilungen glaubt: Es sei das Übel aller Übel, beschwört Samaranch. Und er stellt sein IOC stets als flammende Speerspitze im Kampf gegen das Übel dar.

Die Fachwelt nimmt den Ringe-Maklern die fromme Pionier- und Vorkämpferrolle längst nicht mehr ab - auch nicht Politik und Justiz. So urteilte, nachdem Olympiasieger Ben Johnson 1988 in Seoul des Dopings überführt worden war, der Untersuchungsausschuß der kanadischen Regierung unter Richter Charles Dubin: „Das IOC hat seit vielen Jahren Kenntnis über die Vorherrschaft von Drogenmißbrauch im olympischen Sport. Dennoch wurde der Anschein eines sauberen, fairen Wettkampfs gepflegt, während diejenigen, die unmittelbar mit dem Sport befaßt sind, wußten, daß die Wirklich-

keit anders war." Der Satz hat seine Gültigkeit bewahrt. Doping ist nicht, wie es aus Imagegründen gern verbrämt wird, das Einzelschicksal allzu ehrgeiziger Athleten. Es ist eine methodisierte Massenerscheinung im Weltsport, in aller Regel mit Billigung oder Beteiligung von Funktionären und Ärzten. Spätestens nach dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem Auftauchen alles entlarvender Stasi-Dokumente wurde erschütternd offenbar, welche staatstragende Bedeutung die Manipulation an gesunden Körpern weltweit erreicht hatte. In der DDR gab es das berüchtigte Doping-Staatsplanthema 14.25, in der Sowjetunion und anderen Satelliten wurde ebenfalls weitgehend flächendeckend gedopt. China legte erst nach dem Showdown im Ostblock richtig los, auch dank der Dopingexperten, die nun ins Reich der Mitte geflohen waren.

Zum Lachsclager der Saison 1994 geriet eine Ehrenerklärung Samaranchs vor Eröffnung der Asienspiele in Hiroshima. „Chinas großartige Athleten sind frei von Doping“, verkündete der IOC-Blockbuster, obwohl Chinas Leistungsbetrug längst Allgemeinwissen war. Tage später wurden weitere elf chinesische Sportler überführt, und zwar alle mit demselben Anabolikum, was auf methodischen Betrug schließen ließ.

Während sich Olympia in den boomenden achtziger Jahren enthemmt dem Totalkommerz hingab, ging es auch im Westen tüchtig voran. Das US-Olympiakomitee USOC veranstaltete dem früheren Olympiaarzt Robert Voy zufolge informative Dopingtests für seine Athleten.⁴ Die durften, weil die Dopingfahndung überraschend neue Kontrollgeräte einsetzte, ihre Urinproben codiert zum Test einschicken und so im Selbstversuch die stark verkürzten Absetzzeiten für Anabolika und anderes erproben. Voy tat auch kund, daß ein komplettes US-Team in Seoul von den Olympiern vor einem Dopingrauswurf bewahrt worden sei, und wie Dopingfälle in den USA regelmäßig von Funktionären vertuscht wurden. Belegt wurde Voys großflächiges Sittenbild durch Aussagen namhafter Olympioniken wie Evelyn Ashford vor dem Justizausschuß des US-Senators Joseph Biden 1989.

Nun, vor den Spielen in Atlanta, wiederholten sich die Geschichten. Das USOC erklärte im März, aus Geldmangel keinerlei Dopingkontrollen bei den amerikanischen Athleten durchführen zu können. Das IOC nahm dieses arg durchsichtige Ausweichmanöver des reichsten Olympiakomitees der Welt ungerührt hin. Es blieb auch untätig, als sich die Einrichtung des Olympischen Dopingkontroll-Labors in Atlanta derart schleppend vollzog, daß es erst nach Beendigung der dort stattfindenden Olympia-Ausscheidungen der US-Leichtathleten fertiggestellt wurde. Ffinweise der technischen Ausrüsterfirma, denen zufolge das Atlanta-Organisationskomitee ACOG die Lieferfristen eindeutig überzog, fanden keinerlei Beachtung. Das IOC hatte wichtigeres zu tun: Erstmals legte es sämtlichen Olympia-Athleten nun eine Art Knebelvertrag vor, nach dem sie auf gewisse Teile ihrer bürgerlichen Rechte

⁴ Robert Voy, *Drugs, Sports and Politics*, 1991.

für die Dauer der Spiele zu verzichten hätten. Denn Doping ist omnipräsent im Spitzensport, und gerade am Gerichtsstandort USA ist die Gefahr aufsehenerregender und kostspieliger Rechts-Scharmützel riesengroß.

Auch in der Bundesrepublik wurde das „Übel aller Übel“ mit höchstinstanzlichem Segen ausgeforscht. 1987 ordnete das dem Innenministerium unterstellte Kölner Bundesinstitut für Sportwissenschaft eine praktische Versuchsreihe mit dem Keimdrüsenhormon Testosteron an. Unter der Projektleitung von Olympiaarzt Joseph Keul zogen Kapazitäten der Sportmedizin die Spritzen auf; zumindest im Langlauf zählten auch Kader-Athleten des Skiverbandes zu den Probanden. Bonn bewilligte der stillen Forschung, die angeblich nur die Ineffizienz des beliebten Testosteron-Dopings beweisen sollte, 300 000 Mark aus dem Steuertopf.

Lug und Trug beherrschen die Szene, verfeinerte Fahndungs-Techniken, wie nun vor Atlanta vom IOC wieder als wasserdicht gepriesen, hinken nur den verfeinerten Betrugsmethoden nach. Wer aber den Weltsport regieren will, muß auch die höchste Zuständigkeit für eine weltweite Dopingmentalität akzeptieren. Teure Kontrollen überläßt das IOC indes den Verbänden, die sich der mißlichen Aufgabe prompt nach jeweiliger Finanz- und Interessenlage entledigen. Auch die Antidoping-Übungen des IOC sind von markt-schonendem Exorzismus: Man bekämpft mit frommen Regeln und demonstrativen Sperren vor allem eine skandalöse Außenwirkung, nur nicht die Ursachen. Zwar wurden ein wenig tauglicher Medical Code und ein olympischer Gerichtshof installiert, der noch keinen namhaften Fall verhandelte. Aber es fehlt an entschlossenen Strategien, einem rechtsgültigen Strafkatalog, einem weltweit dichten Kontrollnetz. Das IOC könnte die Gefolgschaft der Sportverbände erzwingen, ultimativ über die Umverteilung seiner Einnahmen und/oder den Entzug der Zulassung zu den Spielen. Auch das Geld zur Anti-Chemotherapie im eigenen Internet besitzt der Ringe-Clan, der allein hundert Millionen für ein Museum loszueisen vermochte. Indes konnte er sich nicht einmal dazu durchringen, Olympias Rekordlisten zu bereinigen. Das macht nur marktwirtschaftlich Sinn: Wer öffentlich dauernd am Leistungsbetrug herumdoktert, verschreckt natürlich die Sponsoren, die für ihr Geld Imagewerte und Glaubwürdigkeit einkaufen.

Bleibt zu hoffen, daß sich in Atlanta nicht wiederholt, was 1984 bei den Spielen von Los Angeles geschah: Erst bedrängte Leichtathletikchef Nebiolo den Dopingfahnder Manfred Donike, daß sofort Schluß sein müsse mit vielen peinlichen Betrugsfunden. Dann verschwanden neun positive Dopingproben aus dem Zimmer des Vorsitzenden der IOC-Medizinkommission, Alexandre de Merode. Proben von wem, geklaut von wem? Man weiß es nicht, man kann es nur vermuten. Teuer wird es natürlich, wenn man einen antiolympischen Eid darauf schwört.